Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Landes-Zeitung. 1870-1918
1892

226 (25.9.1892) Badisches Unterhaltungs-Blatt, Nr. 39

Visual Library

Badisches Unterhaltungs-Blatt.

Beilage zur Badischen Landeszeitung.

Nr. 39. Karlsruhe, Sonntag, den 25. September. 1892.

Zwischen Himmel und Hölle.

Roman von **Hermann Thom.**

(Nachdruck verboten.) (12)

Frieda war noch blässer geworden. Sie saß regungslos und starrte vor sich hin. — Nun war der Moment der Entscheidung gekommen, einer Entscheidung, auf die sie sich in den letzten schlaflosen Nächten längst innerlich vorbereitet hatte. Noch immer glaubte sie die vorwurfsvollen Augen Klara's, den höhnischen Blick der Salburg auf sich zu fühlen. Die Thränen eines ganzen Lebens, würden sie genügen, dies schmerzende Brandmal aus Hirn und Herzen fortzuwaschen?

Als sie den Fürsten jetzt ganz leise stammeln hörte: „Frieda, nur ein Wort — einen Schimmer von Hoffnung . . ." da wandte sie sich mit einem gewaltsamen Entschluß ihm zu und legte ihre Hand in die seine.

„Liebe, theure Frieda, darf ich hoffen, daß Sie mir diese Hand geben, damit ich sie festhalte für mein ganzes Leben?" rief Schlieben voll Entzücken.

Sie schauderte unwillkürlich zurück, als er sich ihr entgegenneigte; aber sie widersprach nicht. Was ihrer harrte, war ein Loos, wie es tausend andere, edlere und bessere Frauen vor ihr mit Würde getragen hatten.

Ihr Haupt neigte sich, ihre Lippen preßten sich fest aufeinander und sie duldete es widerstandslos, daß der Fürst ihre zarten Hände mit stolzer Zärtlichkeit immer und immer wieder an die Lippen drückte.

Vierzehntes Kapitel.

Am nächsten Abend gab es eine stille Verlobung auf Schloß Sternau.

Frieda hatte zwar drum gebeten, daß die offizielle Bekanntmachung verschoben werde, bis man nach Hause zurückkehre, aber die Gräfin hatte es sich trotzdem nicht nehmen lassen, eine stille Feier zu bereiten.

Man erschöpfte sich in Aufmerksamkeiten und Huldigungen für die Braut, die durch ihr strahlendes Aussehen gleich einer neuen Erscheinung überraschte und entzückte. Sie war sehr lebhaft, sprach und lachte viel und war von bezaubernder Anmuth und Herzlichkeit gegen Jedermann.

Eine seltsame, fremdartige Schönheit, ein an ihr völlig neues Wesen schien über sie gekommen. Ihre sanften Augen glänzten in einem tiefleuchtenden Feuer, auf ihren Wangen glühten zwei dunkle Rosen. Jener eigenthümliche Geist, der wie prickelnder Champagner das Lebensgefühl anregt und erhöht, war an Stelle ihrer früheren, matten Grazie getreten.

„Die Kleine macht sich prächtig, sie wird eine brillante Frau," flüsterte die Salburg mit ihrem liebenswürdigsten Lächeln dem Grafen Sternau zu, und zu Frieda, die in ihrem leichten weißen Kleide, das goldene, rosengeschmückte Haar in kurzen griechischen Locken aufgebunden, unbeschreiblich schön aussah: „Sie lehren an Wunder glauben!"

„Das Glück ist auch ein Wunder", erwiderte Frieda, mit verbindlichen Dankesworten die Glückwünsche der Salburg entgegennehmend.

Das Glück . . . . Wer war denn eigentlich glücklich im Kreise dieser festlich geputzten, fast gleichförmig lächelnden Menschen, die durch natürliche und gesellschaftliche Bande so innig verbunden schienen? Vielleicht einzig und allein Fürst Schlieben. Und auch ihm schien sein Glück, dieser so reich und plötzlich ihn überströmende Liebeszauber Friedas, fast übermächtig.

„Sie ist wie ein Edelstein, der täglich in neuen und überraschenden Farben schillert", seufzte er.

Und bei allem Stolz, bei aller Seligkeit, dies bevorzugte, liebliche Wesen sein nennen zu dürfen, überkam ihn ein halb unbewußtes, unbehagliches Gefühl von Friedas geistigen Ueberlegenheit.

Die Gräfin Schulenburg sah mit stiller Besorgniß die auffallende Wandlung ihres Kindes und Dora war tief-innerlich empört über das, was sie Friedas „meisterhafte Heuchelei" nannte.

Nur Graf Sternau und Tante Johanna erkannten den furchtbaren Kampf, den hier ein junges, irrendes Herz mit verzweifelter Anspannung aller Seelenkräfte kämpfte; sie sahen das Fieber in Frieda's unnatürlich glänzenden Augen, auf ihren hochglühenden Wangen, das geheime Zucken der schlanken Finger, die den Fächer in unablässiger, nervöser Bewegung handhabten. Die ganze Gewalt einer lange zurückgedrängten Mannes-zärtlichkeit schwoll in Graf Sternau auf und drängte ihn, das wahnsinnige Opfer, das hier gebracht werden sollte, zu verhindern.

Als Frieda in später Stunde auf ihr Zimmer zurückkehrte, fand sie in ihrem Handschuh einen kleinen Zettel.

„Heute Abend, wenn Alles ruhig ist, werde ich Dich beim Steinbruch erwarten. Komm! Dies eine, einzige Mal nur gieb meinem Flehen und Deinem Herzen nach."

Graf Sternau hatte dies kurze Billet im Laufe der letzten Stunden in ihre Hand gleiten lassen.

Ihr Auge lag wie festgebannt auf seinen Schriftzügen. War es denn wahr? Hatte er so dämonische, uneingeschränkte Macht über sie? Mußte sein Wille der ihre sein?

Sie verbrannte den Zettel am Kerzenlicht vor dem Spiegel. Aus dem funkelnden venetianischen Rahmen starrte ihr ein fremdes Gesicht entgegen. Sie lachte plötzlich grell auf.

„So sieht sie aus, die Komödiantin?" murmelte sie zwischen den Zähnen.

Das war ein Tag gewesen, und nun ein endlos langes Leben so weiterleben in Lüge und Herzenselend . . . . Sie schlug verzweiflungsvoll die Hände vor ihr zuckendes Gesicht.

Ja, war sie denn wahnsinnig gewesen? Hatte sie wirklich die Freiheit des Herzens, die sie hoch und unantastbar wie ein Paladium über den Staub der Alltäglichkeit emporzuheben gemeint hatte, unwiederbringlich verschleudert in einem Augenblicke der Verblendung?

Ihre zarten Handgelenke schüttelten sich, als gälte es, unsichtbare Ketten abzustreifen. Dann wieder schwebte Klara's bleiche Leidensgestalt vor ihrem inneren Auge. — Um ihretwillen hatte sie die Wahrheit des Herzens hingeopfert, um ihretwillen das Recht ihrer Jugend, nach dem ihr ganzes Innere mit heißem, sehnsüchtigem Begehren lechzte, das Recht zu lieben und geliebt zu werden, auf ewig dahingegeben.

Sie fühlte es, wie wir die Gewißheit des nahenden Todes fühlen; aber einmal nur will sie dem Geliebten in's Auge sehen, seine Hand in der ihren halten und ihm sagen: „Ich liebe Dich, liebe Dich unaussprechlich, aber Du wirst es verstehen, Du Reiner, Großer, Herrlicher, daß unsere Liebe nur durch den Tod der Entsagung zu ewigem Herzensleben auferstehen kann."

Ihr ganzes Denken und Fühlen drängt sich in dem einen glühenden Wunsche zusammen, ihre innerste Seele vor ihm auszuschütten.

Dann wieder nimmt sie die Feder und ein Blatt Papier, aber sie vermag nicht, ihre Gedanken zu ordnen. Immer und immer wieder setzt sie an und verwirft das Begonnene. Vom Glockenthurme der Dorfkirche schlägt es zwölf Uhr . . . Jeder dieser tiefen, vollen Klänge vibrirt in ihren hochgespannten Nerven nach. Es ist zu spät; ihre verweigernde Antwort würde ihn nicht mehr erreichen . . . . In diesem Augenblicke harrt er wohl schon ihrer . . . .

Mit beiden Armen hält sie den Schreibtisch umklammert. Sie

will nicht, darf nicht dem Zuge ihres Innern folgen. Da plötzlich reißt sie's empor mit dunkler unwiderstehlicher Gewalt. Einmal nur . . . einmal . . .

Wie im Traume spricht sie es vor sich hin. — Sie vermag dem fieberhaften Verlangen, das sie ergriffen hat, nicht zu gebieten. Aengstlich lauscht sie, ob die Jungfer im anstoßenden Zimmer schon zur Ruhe gegangen ist; dann wirft sie ein leichtes Spitzentuch um Haupt und Schultern und schleicht hinaus, die Treppe hinunter.

In der großen Vorhalle sind die Lichter bereits ausgelöscht, aber das Thor ist unverschlossen. Ihr ist's ein Zeichen, daß Max kurz vor ihr hier gegangen. Lautlos, die schlanke Gestalt an der Mauer fortschiebend, schleicht sie im Schatten des Hauses weiter. Einen Augenblick hält sie zögernd inne.

Wenn man sie endeckte und zurückbrächte, sie, des Fürsten Braut? . . . . Aber nur eine Sekunde lang schwankt sie, dann gleitet sie ohne Ueberlegung vorwärts wie eine Schlafwandelnde.

Jetzt kommt sie zu der kleinen Thür, die aus dem Parke in den angrenzenden Wald führt. Der Schlüssel steckt im Schloß. Sie öffnet und schließt geräuschlos und nun ist sie der gefährlichen Nähe des Schlosses entflohen. — Ueber feuchte, mondbeschienene Waldgründe eilt sie dem fichtenbestandenen Abhange zu, und hochaufathmend, wie ein aus Lebensgefahr Erretteter, bleibt sie einen Augenblick im tiefen Schatten der Bäume stehen.

Aber sie kennt nicht die Nacht im Walde, kennt nicht das gespenstige Dunkel, das tausend Schreckgestalten hervorzaubert und den trauten, heiligen Wald in ein vielgestaltiges, tausendköpfiges und tausendarmiges Ungeheuer verwandelt. Beflügelten Schrittes eilt sie den wohlbekannten, schmalen Pfad entlang. Sie weiß, daß sie sich rechts halten muß, denn zur Linken gähnt, am Rande von üppigen Farren- und Brombeergesträuchen trügerisch überwuchert, die steinige Schlucht.

Eine tiefe Stille umfängt sie, so daß sie das eigene Herz schlagen zu hören glaubt, dann wieder saust ein Windstoß durch die Wipfel und nun scheint es, als habe die ganze Natur nur so lange den Athem angehalten, um endlich in einen tiefen, klagenden Seufzer auszubrechen. Schlaftrunken regt sich geheimnißvolles Leben. Die Aeste der Bäume beugen sich ächzend zur Erde nieder, durch Laub und Büsche zieht ein leises Rauschen und Raunen und über ihrem Haupte schwirrt mißtönender Flügelschlag. — Ist es ein aufgestörter Vogel, der sich ein anderes Ruheplätzchen sucht, oder eine Fledermaus, die über ihr in den Lüften kreist?

Sie achtet's nicht. Immer den Berg hinan strebt sie auf flüchtigen Sohlen. Bald bröckelt sich unter ihren Tritten lockeres Gestein ab und stürzt mit polterndem Wiederhall in die Tiefe, bald stößt ihr Fuß an eine vorspringende Baumwurzel oder gleitet aus auf dem schlüpfrigen, mit den dünnen Nadeln und faulem Laube vergangener Herbste bedeckten Waldboden.

Feuchtwallender Nebel steigt aus der Schlucht herauf. Er webt phantastische Geistergewänder über die hohen Tannen, hängt gigantische Schleier an die zum Himmel emporragenden Arme der Fichten und legt seine nasse Schleppe wie eine riesige Schlange auf das an der Erde hinkriechende Gestrüppe.

Und das nickt und wankt und wallt um sie und über ihr, ein ekler, gestaltenreicher Brodem, der im Augenblicke tausend wüste Erscheinungen gebiert und wieder zerstört.

Hinter jedem Baume glaubt sie eine grinsende Fratze zu erblicken. Sie schilt sich selbst ob ihrer thörichten Furcht. Welche Gefahr kann ihr drohen? Es sind nur wenige Minuten bis zum Steinbruche, aber ihr scheinen sie eine Ewigkeit. Mit weitgeöffneten Augen späht sie vor sich hin. Wenn wirklich eine Gefahr nahte, so will sie derselben unwillkürlich in's Auge sehen.

Ueberhängende Zweige und dornige Ranken schlagen ihr in's Gesicht, als wollten sie ihr den Weg versperren, aber sie dringt vorwärts, immer vorwärts, wie von dunklen Gewalten getrieben. Ihr ist, als müsse sich in den nächsten Minuten ihr Leben entscheiden.

Da plötzlich stockt ihr eilender Fuß. Schleicht nicht Jemand auf ihren Spuren heran? Sie wagt es nicht, den Kopf zu wenden, denn sie hat das entsetzliche Gefühl, im selben Augenblicke müsse ihr ein Verfolger über die Schulter sehen. Da hält etwas ihr Kleid fest. Ihr Herz scheint still zu stehen und der Laut des Schreckens erstirbt auf ihren erblaßten Lippen.

Mit gewaltsamer Anstrengung zwingt sie sich, sich umzusehen. Es ist ein Dornstrauch, an dem sie mit ihrem leichten Gewande hängen geblieben ist. Hier hat sie noch vor wenigen Wochen wilde Rosen gepflückt. War sie wirklich dieselbe? Zwischen der heutigen Nacht und ihrer früheren schuldlosen Heiterkeit liegt der ganze Inhalt ihres Lebens. Mit zitternder Hand reißt sie ihr Kleid los.

„Kehr' um! Kehr' um!" flüsterte es in ihrem Innern. „Was willst Du, Unselige? Worte ewiger Trennung und ewiger Liebe sprechen, die Dein Herz höhnen und das seine versengen?"

Aber sie kämpft diese Regung mit Bitterkeit, ja beinahe mit Zorn nieder. Himmel und Hölle liegen zwischen ihr und dem Geliebten, aber Himmel und Hölle können ihr den Trost dieser Stunde nicht versagen.

Ihr ganzes Wesen drängt dem Geliebten entgegen. Ihr Athem fliegt, ihre Pulse stürmen. Kalter Nachtthau legt ihr seine Perlen auf Haupt und Hände und in blitzartiger Wendung huscht ein, aus dem welken Laube aufgescheuchtes Reptil über ihren leichtbeschuhten Fuß; sie fühlt es nicht im raschen, nun unaufhaltsamen Weiterschreiten.

Da, endlich, endlich weichen die Bäume auseinander und durch die Waldlichtung grüßt im bläulichfahlen Mondlichte die Steinbruchwand herüber. Im Hintergrunde starren die steilen Schroffen des Gebirges gleich drohenden Riesen zum Firmament empor.

Wie der Rachen eines Ungeheuers haucht ihr der Berg feuchte Eiseskälte entgegen. Die seltsamen Kalksteingebilde der Grotte leuchten in wundersamer Deutlichkeit durch die Entfernung. Es scheint, als leihe ihnen das Mondlicht Leben und Bewegung.

Frieda starrt unverwandt darauf hin. War sie bis dahin blind gewesen und hatte erst die Nacht den Schleier von ihren Augen gezogen?

Dort . . . . Dort hob sich in klaren Umrissen die Gestalt der unglücklichen Selbstmörderin aus dem nächtlichen Dunkel der Höhle. Der Todtenschädel des Gerichteten grinste in ihrer rechten Hand, die Linke hielt sie krampfhaft an den Busen gepreßt, und so starrte sie das junge Mädchen an mit dem leeren, gebrochenen und doch so furchtbar beredten Blicke der Todten . . . .

Frieda faßte sich verzweifelnd an die Stirne. War sie wahnsinnig geworden, oder gab die Unterwelt ihre Schatten wieder, um sie zu strafen?

Die Erscheinung schien sich aus dem dunklen Raume loszulösen und ihr entgegen zu schwanken. Mit einem dumpfen Laute des Entsetzens sank Frieda in die Kniee.

Da gewahrte sie dicht neben sich das Votivkreuz. Von der vollen Mondesscheibe ergoß sich ein breiter Lichtstrom auf die Inschrift. Tausend und aber tausend zitternde Silberfäden spannen eine Brücke aus der Unendlichkeit hernieder und wie mahnende Himmelslichter spielten die Mondesstrahlen auf den Worten: „Rette Deine Seele!"

Frieda umklammert inbrünstig den Fuß des schlichten Holzkreuzes. Sie zieht den Schleier vom Haupte über die Augen und birgt das Antlitz in den zitternden Händen. Sie will nichts sehen mehr von den schauerlichen Gestalten der Nacht, nichts hören von ihren warnenden Stimmen.

„Rette Deine Seele!" — Rette Du, Allmächtiger! Rette meine Seele! — Sie legt das Haupt auf den kalten Stein der Einfassung, und als wolle eine Ohnmacht sie überwältigen, tost ein heißer Strom ihr vom Herzen zum Kopfe.

In diesem Augenblicke erklang ihr Name. Aus dem Schatten der Felswand trat eine dunkle Gestalt. Es war Sternau. — Mit einem schluchzenden Aufschrei stürzte sie in seine ausgebreiteten Arme. Eine Minute, eine nie wiederkehrende, süßesten Weltvergessens hielten sie sich umschlungen. — — —

(Fortsetzung folgt.)

Der Reichthum heute und ehemals.

Unter dem Titel „La fortune mobilière dans l'histoire" hat die Revue des deux mondes aus der Feder des Vicomte d'Avenel eine Reihe von Artikeln veröffentlicht, aus denen manche Einzelheiten von weiterem Interesse sind. Zunächst wirft d'Avenel die Frage auf, ob es früher ebenso große Vermögen gab, wie jetzt. Der Verfasser weist zunächst nach, daß die Schätzungen moderner Vermögen, die von tausend Millionen und noch mehr reden, übertrieben sind. Als reichsten Mann, wenigstens in Frankreich in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts, nimmt er den Baron James v. Rothschild an, der im Jahre 1868 starb und dessen Hinterlassenschaft der Verfasser nach Abzug von Möbeln, Juwelen, Kunstgegenständen und sonstigen unproduktiven Dingen auf 800 Millionen

Franks schätzt. Dieses Vermögen zerfiel in fünf Theile; in 30 Jahren wird es in 12 — 15 Theile gegangen sein; die modernen Vermögen bleiben also nicht lange beisammen.

Wahrscheinlich haben im alten Rom ähnliche große Vermögen bestanden, aber sicher ist dies nicht nachzuweisen, da uns über die Kaufkraft des Geldes alle bestimmten Angaben fehlen. Erst im Mittelalter finden sich solche Angaben; erst von da an kann man also Vermögensschätzungen vornehmen. Im ersten Viertel des 13. Jahrhunderts war die Kaufkraft des Geldes 4½ mal größer als sie jetzt ist; die 800 Millionen von heute würden also 178 Millionen der damaligen Zeit entsprechen, welcher Betrag in 8 Mill. der damaligen Livres (je 22 Frks.) enthalten wäre. So reich war aber Niemand, nicht einmal der König von Frankreich. 8 Millionen Livres hätten ein Einkommen von 800,000 Livres ergeben; nun kostete aber der ganze Haushalt des heil. Ludwig nur 50,000 Livres (1251), und die Pension der Königin betrug 500 Livres. Ein großer Herr wie der Graf von Savoyen brauchte 4800 Livres jährlich (1279).

Im 14., 15. und 16. Jahrhundert stieg der Geldwerth etwas, aber man trifft noch lange kein Vermögen von 800 Millionen. Im Jahre 1316 betrugen die Ausgaben des Königs, der Königin und sämmtlicher Prinzen und Prinzessinnen Frankreichs nur 53,000 Livres; Karl VII. brachte es 1450 nur auf 31,000 Livres; Ludwig XI. brachte es (1482) bis auf 86,000 Livres. Auch die Budgets der Großen des Reiches stiegen; die Wittwe des Grafen von Roussillon hatte 2500, Dunois, der Bastard von Orleans, 1000, die Herzogin von Orleans (1449) 5000 Livres. Die Einnahmen der Könige waren freilich größer, wenn man die Steuererträge des Landes dazu rechnet; da aber diese auch wieder für das Land verwendet wurden, so kommen sie für das persönliche Vermögen nicht in Betracht. Der Autor bringt hier folgende Bemerkung an: „Ueberhaupt ist der Reiche der Gegenwart unter einem gewissen Gesichtspunkte viel reicher, als derjenige von ehemals, da auf ihm keine jener politischen und sozialen Pflichten lasten, die auf den aristokratischen Reichthümern der Vergangenheit ruhten. Das ist eben das Eigenthümlichste des demokratischen Reichthums, daß er, wie er kein besonderes Recht giebt, so auch keine besonderen Pflichten auferlegt.

„Früher war das anders. Der Grundbesitz, die einzige Form des Reichthums, hatte vor Allem die großen Kosten des militärischen Schutzes zu tragen und Justiz, Polizei und Gendarmerie zum Nutzen seiner Nachbarn, Lehensleute und Unterthanen zu unterhalten.“ Ueberhaupt war die ganze gesellschaftliche Lage nicht darnach angethan, das Sammeln großer Vermögen zu erleichtern; es war fast unmöglich, ein solches zu erwerben, und vollends ganz unmöglich, es zu bewahren. Großindustrie und Großhandel waren verboten. „Diejenigen, welche die Gegenwart anklagen, daß sie die Nichtbesitzenden gegen das Kapital aufreize, sollten nur einmal in den Gesetzen des 14. und 15. Jahrhunderts sich umsehen; sie würden sehen, welche starken Schranken die gleichheitssüchtigen Ideen der Zünfte Demjenigen setzten, der reich werden wollte, und welches Problem es war, dieses Gefängniß zu erweitern, geschweige denn ihm zu entfliehen.“

Namentlich der Handel mit Geld und gewinnbringende Spekulationen — nicht immer ehrenwerth, aber sehr oft dem Kredit nützlich und von großen Unternehmungen untrennbar — waren am meisten gewagt und wurden am schärfsten verfolgt. Diejenigen, welche trotzdem Erfolg hatten, sei es, daß sie mit Hilfe der politischen Gewalt arbeiteten, oder daß sie diese politische Gewalt selbst waren, wie Enguerrand de Marigny, Montaigu und Semblancai, endeten gewöhnlich am Galgen, nachdem man Alles genommen, was sie hatten. Der Staat legte skrupellos die Hand auf Das, was er gegeben, was man ihm genommen, was man durch ihn oder ohne ihn gewonnen. — Nur in kleinen Staaten verlief die Sache anders: der Reiche kaufte einfach den ganzen Staat, Republik oder Fürstenthum und wurde unter diesem oder jenem Namen der Souverän. So die Medicis in Florenz. Thron oder Galgen, es gab kein Drittes für ein Individuum, dessen Reichthum die äußersten Grenzen überschritten hatte.

Erst das 16. und 17. Jahrhundert brachten eine Aenderung; die großen Entdeckungen belebten den Handel, die materielle Ordnung wurde kräftiger, die Ideen über Geldhandel und Zinsgeben vernünftiger. Ein großer Grundbesitz, der am Ende des 15. Jahrhunderts zitirt wird, war derjenige des Hauses Rohan; nach einem sorgfältigen Inventar von 1489 erbrachte er 10,000 Lstr. jährlich, das sind nach heutigem Geldeswerthe etwa 880,000 Fr. Fünfzig Jahre später (1534) hinterließ der Kanzler du Prat ein Vermögen von 800,000 Thalern und in seinem Herkules-Hause noch 300,000 Lstr., das sind zusammen nach jetzigem Geldeswerthe 36 Millionen Franken, die nach damaligem Zinsfuße (8⅓ pCt.) etwa 3 Millionen rentirten.

Der Bankier Fugger hinterließ (1550) 6 Millionen Goldthaler, nach heutigem Gelde 240 Millionen mit 20 Millionen Rentenertrag. Das war sicher das größte Vermögen des sechzehnten Jahrhunderts. Die großen Vermögen des achtzehnten Jahrhunderts wurden ebenfalls durch Bankgeschäfte, sowie mit Hilfe des Staates erworben. Wer die Staatskassen unter sich hatte, dem blieb Manches an den Fingern hängen, und die Finanzintendanten brauchten ihre Hand nur offen zu halten, um sie beständig sich füllen zu sehen, von Bullion, der 700,000 Frcs., nach jetzigem Gelde 3½ Millionen Rente, zusammenraffte, bis auf Emeri und Fouquet. Der Reichthum folgte stets der Macht: Mazarin hinterließ 60 Millionen, nach unserem Gelde 240, also soviel wie Fugger, nur daß sie ihm noch nicht soviel Zins trugen. Auch die Generalpächter Ludwig's XV. gewannen viel Geld, aber nicht so viel wie diejenigen Ludwig's XIV.

Unserem Jahrhundert war es vorbehalten, durch die großartige Ausdehnung der Industrie, des Handels, sowie riesige Unternehmungen von öffentlichem Nutzen kolossale Vermögen zu erzeugen. Aber wie die großen Vermögen des Mittelalters alle wieder vernichtet worden sind, so wird es, meint d'Avenel, auch den modernen Vermögen ergehen, wenn auch die Kapitalien als solche nicht so leicht verschwinden werden. Der Kapitalist wird es freilich immer schwieriger haben, sein Geld vortheilhaft anzulegen, da der Zinsfuß unaufhörlich sinkt. Unter Philipp dem Schönen (um 1300) betrug der Zinsfuß 10 pCt., unter Franz I. 8, unter Ludwig XIV. 6, unter Napoleon I. 5 und heute nur noch 3½ — 4 pCt. Allerdings habe darunter mancher Arbeiter zu leiden, der, wenn er von den Früchten seines Fleißes leben wolle, mehr erwerben, also länger arbeiten müsse, als früher. Immerhin habe die fortschreitende Kultur eine Reihe von Vortheilen im Gefolge gehabt, welche für beide Parteien die Nachtheile des sinkenden Zinsfußes mehr wie ausglichen. (Wiener Börse.)

Vermischtes.

(**Ein Porträt Wrangel's**) in Lebensgröße bewunderte im Sommer 1849 die feine Welt Berlins in der akademischen Kunstausstellung. Das Bild, von der Hand des damals gefeierten Porträtisten Magnus, zeigte den General in weißer Kürassier-Uniform. Damit der Künstler ihn aber so malen durfte, war nichts Geringeres nothwendig gewesen, als eine eigene Kabinetsordre Friedrich Wilhelms IV. Der Künstler wollte nämlich durchaus den General der Kavallerie in Reiterstulpstiefeln malen und nicht in den reglementmäßigen, zur Uniform des Oberbefehlshabers der Marken gehörigen „Unaussprechlichen.“ Alle Bitten und Vorstellungen blieben indeß bei Wrangel vergeblich. Des Künstlers Bemühungen scheiterten an der Pflichtmäßigkeit des „Offiziers“, der auch im Bilde nichts Reglementswidriges zulassen zu dürfen glaubte. In seiner Noth wandte sich der Maler an den König, und dieser erließ eine Kabinetsordre, daß der Oberbefehlshaber sich in Stulpstiefeln malen lassen dürfe. Jetzt war der Widerstand Wrangels natürlich gebrochen; da aber die Ordre nichts darüber besagte, wer die nöthigen Stulpstiefel liefern solle, so erklärte er eigensinnig, und um seinem Aerger, daß das Dienstreglement künstlerischen Rücksichten zurückstehen müsse, Luft zu machen, er seinerseits sähe sich nicht bemüßigt, — Stulpstiefel anzuschaffen. Wohl oder übel mußte sie der Künstler auf eigene Rechnung machen lassen, und so kam Papa Wrangel billig zu einem Paar neuer Reiterstiefel!

— Das russische unweit Pskow belegene Dorf Doroshkino steht, wie der B. B.-C. erzählt, seit einiger Zeit unter weiblicher Leitung und befindet sich sehr wohl dabei. Die Frau erfüllt die Pflichten des Gemeindeältesten in so musterhafter Weise, daß man nicht das Geringste an ihrem amtlichen Thun auszusetzen hat. Sie leitet die Angelegenheiten der Gemeinde durchaus verständig und zu allseitiger Zufriedenheit der Gemeinde-Mitglieder, und, was die Hauptsache ist, man findet sie stets — nüchtern. Die Sache erklärt sich folgendermaßen: der Mann dieser Frau, der erwählte Gemeinde-Aelteste von Doroshkino, ist auf auswärtigen Erwerb angewiesen, der ihn oft für längere Zeit vom Dorfe fern hält. Da er nun, von einem Unternehmen heimkehrend, regelmäßig fand, daß seine Ehehälfte mittlerweile vorgekommene Gemeindesachen unvergleichlich glänzender erledigt hatte, als ihm das je selbst gelungen war, so dehnt er jetzt seine auswärtigen Geschäfte immer weiter aus, die Sorge um das Gemeindewohl seinem resoluten Weibe überlassend. Und die Gemeinde hat, wie gesagt, gegen dieses Arrangement durchaus nichts einzuwenden.

(**Ueber den Stand der Arzneiwissenschaft und über die Aerzte in Persien**) veröffentlicht ein russischer Arzt, der sich einige Monate im Reiche des Schah aufhielt, folgende Einzelheiten: „Die persische Heilkunde ruht in den Händen der „Dalliaks“ (Barbiere) und des Klerus. Die Dalliaks haben das Recht, die Krankheiten des Körpers zu behandeln, während der Klerus nach dem persischen Gesetz das Recht besitzt, die Krankheiten des Körpers und der Seele zu heilen. Die Mittel, deren er sich dazu bedient, bestehen vornehmlich in Gebeten, die er an Gott und seine Heiligen, Hassan, Azzat-Alli und den Propheten richtet, und in Flüchen, die gegen die bösen Geister geschleudert werden. Der Dalliak wendet materielle Mittel an, als da sind: sein Rasirmesser, Blutegel und einige Pflanzen, die ihn seine orientalische Phantasie als heilkräftig betrachten läßt. Für ihn gibt es keinen Unterschied zwischen den einzelnen Krankheiten: Keuchhusten, Halsbräume, Diphteritis, Fieber, Wassersucht, Cholera, Scharlach, — das ist ihm Alles eins. Einen Blick nur wirft er auf den Kranken und erklärt sofort, daß dieser vom Teufel besessen sei; dann beginnt die Behandlung. Der Dalliak scheert seinem Opfer eine prachtvolle Glatze, schneidet mit seinem Rasirmesser einige geheimnißvolle Zeichen in die Schädelhaut und läßt das Blut ruhig fließen. Die Wirkung ist geradezu grandios: der Patient stirbt meistens schon nach ganz kurzer Zeit in Folge übermäßigen Blutverlustes, und der Dalliak drückt ihm mit den Worten: „Gott hat es so gewollt!“ die Augen zu. Wird der Kranke aber gesund, was ja auch hin und wieder vorkommt, dann erhält der Dalliak ein vorher ausbedungenes Geschenk. Taubheit wird radikal in folgender Weise beseitigt: Man

flößt dem Kranken mittelst einer riesigen Spritze 2 Tropfen Krötenblut oder 3 Tropfen Zwiebelsaft in's Ohr ein; wenn er dann noch nicht hört, so ist dann dem verstockten Menschen überhaupt nicht zu helfen. Alle arzneiwissenschaftlichen Geheimnisse vererben sich vom Vater auf den Sohn, und wenn der Dallisk zufällig keinen Sohn hat, ist er verpflichtet, ein Kind zu adoptiren und es zu unterrichten, damit es nach dem Tode des Adoptivvaters das von diesem betriebene Medizingeschäft fortsetze."

(**Sind Schellfische giftig?**) Unter dieser Rubrik erhält die Wes.-Ztg. folgende Zuschrift: Durch die Zeitungen geht eine, auch von der Wes.-Ztg. aufgenommene Nachricht aus Liverpool, 13. September, wonach bei Ishamo ein Fischerboot mit dreißig Leichen treibend angetroffen sein soll und vermuthet wird, die betreffenden Fischer hätten sich durch den Genuß von Schellfisch vergiftet. Zur Beruhigung deutscher Schellfischkonsumenten wird die Bemerkung dienen, daß dieser, augenscheinlich einer englischen Zeitung entnommenen Notiz ein böser Uebersetzungsfehler zu Grunde liegt. Das englische Wort Shellfish bedeutet Schalthier, Muschelthier, und hat mit dem deutschen Worte Schellfisch nichts gemein, als den zufälligen Klang. Unsern mit Recht geschätzten Schellfisch, der noch nie einen Menschen umgebracht hat, nennen die Engländer haddoch, auch wohl cod. Darnach ist die Geschichte zu berichtigen. Die Fischer sind an giftigen Muscheln gestorben, und die sonst unverständliche Notiz des Berichterstatters, daß man in dem Boote viele frisch geöffnete, leere Muschelschalen bemerkt habe, erklärt sich auf diese Weise sehr einfach.

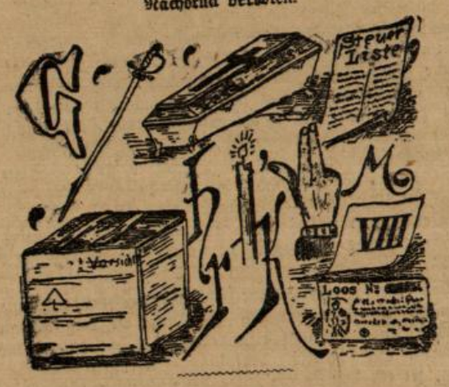
(**Der glückliche Komponist der „Cavalleria Rusticana"**), der jugendliche Maëstro Mascagni, ist zur Zeit in Wien Gegenstand ungewöhnlicher, und bei allem Respekt vor der Begabung des jungen Mannes, ein wenig unverständlicher Huldigungen. Ueber sein Debut am Dirigentenpulte des Wiener Ausstellungstheaters, wo er am 15. d. M. seine Oper „Freund Fritz" persönlich dirigirte, berichtet die N. Fr. Pr.: Der junge Maëstro, auf den sich, seitdem er hier weilt, die Aufmerksamkeit und das Interesse der musikalischen Kreise Wiens konzentrirten, hat heute Abend eine Aufnahme gefunden, die er wohl selbst nicht erwartet hatte. Eine glänzende Gesellschaft füllte das Haus in allen Räumen. In den Hoflogen sah man die Frau Kronprinzessin-Wittwe Stephanie, Erzherzog Wilhelm, Prinzessin Mary von Hannover, Herzog Philipp und Herzogin Luise von Koburg. In den ersten Reihen des Parquets und der Galerie befanden sich zahlreiche Damen und Herren der Aristokratie, Direktor Jahn, viele Mitglieder der Wiener Bühnen und Vertreter der besten Gesellschaftskreise. Mit Spannung wurde das Erscheinen Mascagni's erwartet, und als der Maëstro an dem Dirigentenpulte sichtbar wurde, erhob sich Alles von den Plätzen und begrüßte ihn mit langanhaltendem, stürmischem Beifall. So oft den italienischen Künstlern Beifall gespendet wurde, wiesen dieselben bescheiden von der Bühne herab auf den jungen Meister im Orchester und wendeten derart alle Ehren des Abends ihm zu. Aber fast mit Gewalt mußte Mascagni nach jedem Aktschlusse auf die Bühne gebracht werden, um mit den Sängern und Sängerinnen vor das Publikum zu treten. Einige Kunst-Enthusiasten drangen sogar in die Garderobe, in der Mascagni in den Zwischenakten weilte. Ein etwa zwölfjähriger Knabe drängte sich an ihn heran und küßte ihm stürmisch die Hand; lächelnd wehrte Mascagni diese Huldigung ab. Maler Beraton sendete dem Maëstro eine Bleistiftskizze, welche Mascagni am Dirigentenpulte darstellt. Als die Oper zu Ende war, verdoppelten sich die Beifallsbezeugungen. Fast das ganze Publikum war im Hause zurückgeblieben, Herren und Damen drängten sich in den Gängen zwischen den Sitzen bis zum Orchester vor. Alles rief stürmisch: „Bravo!" und „Evviva Mascagni!", die Damen schwenkten ihre Tücher. Etwa ein Dutzend Mal mußte Mascagni, zuerst mit den Künstlern, dann allein auf der Bühne erscheinen. Dann zog er sich erschöpft zurück. „Nur fort von hier!" rief er seinen Freunden zu und trachtete, so rasch wie möglich, zu seinem Wagen zu gelangen. Bei der Bühnenthüre hatte sich aber eine große Zahl von Enthusiasten angesammelt, und dieselben riefen laut: „Evviva Mascagni!", als der Maëstro dem Wagen bestieg. Die begeisterten Rufe tönten dem Wagen, so lange er in Sicht war, nach."

(**Ein Schildbürgerstückchen**) hat, wie der Tgl. R. berichtet, am Samstag dem Parkwächter Karl Graf das Leben gekostet. Er hatte den Auftrag erhalten, vor der Flora in Charlottenburg den dürren Ast einer Platane abzusägen. Graf bestieg den Baum bis zu einer Höhe von 6 Meter, setzte sich auf den abzuschneidenden Ast und begann seine Arbeit. Wenige Minuten später lagen Arbeiter und Ast auf der Straße. Graf starb eine halbe Stunde darauf an inneren Verletzungen.

(**Ueber das Verhalten des Weines zu den Bazillen**) theilt der Regimentsarzt und Universitäts-Dozent Dr. Pick in Wien im Centralblatt für Bakteriologie Folgendes mit: „Seit jeher wurde zu Zeiten herrschender Typhus- oder Cholera-Epidemieen empfohlen, dem Trinkwasser vor dem Genusse Wein zuzusetzen. Von dem Verlangen erfüllt, auf Grund exakter bakteriologischer Untersuchungen die Berechtigung dieser allgemein verbreiteten Anschauung zu prüfen, habe ich eine Anzahl von Untersuchungen im hygieinischen Institute in Wien in nachfolgender Weise angestellt: Es wurden zunächst Aufschwemmungen stets frischer Typhus- und Cholerakulturen bereitet; hierauf wurden 5 Erlenmeier'sche Fläschchen, welche Wasser, Wein und zu gleichen Theilen mit Wasser gemischten Wein enthielten (Nr. I enthielt 20 g sterilisirtes Wasser, Nr. II 10 g Weißwein und 10 g Wasser, Nr. III enthielt 20 g Weißwein, Nr. IV 10 g Rothwein und 10 g Wasser, Nr. V 20 g Rothwein), mit je einem Kubikcentimeter der Typhus- oder Cholera-Aufschwemmungen versetzt. Von diesen Mischungen wurde nach 1/4 bis 1/2 stündigem Stehen je eine Oese voll in Gelatine, Agar-Agar und Bouillon übertragen. Nach Verlauf von 24 Stunden wurden in gleicher Weise Impfungen vorgenommen. Hierbei zeigte es sich, daß schon nach einer kurzen Einwirkung des unverdünnten oder zu gleichen Theilen mit Wasser gemischten Weines eine auffallende Verminderung der Zahl der überlebenden Keime der Typhusbazillen stattfand; nach einer 24stündigen Einwirkung kamen ausnahmslos keine Kolonieen von Typhusbazillen zur Entwickelung, wobei zu bemerken ist, daß die Wasserproben in beiden Fällen stets massenhafte Kolonieen aufweisen. In noch erheblicherem Maße zeigte sich die Einwirkung des unverdünnten oder zu gleichen Theilen mit Wasser vermischten Weines auf die Entwickelung der Cholera-vibrionen, indem bereits nach einer 10—15 Minuten währenden Einwirkung keine lebenden Vibrionen mehr nachgewiesen werden konnten. Das gleiche Resultat ergaben stets die nach 24stündiger Einwirkung vorgenommenen Aussaaten. Aus den vorstehenden Versuchen geht hervor, daß es zu Zeiten einer herrschenden Typhus- oder Cholera-Epidemie rathsam erscheint, das Trinkwasser mit dem gleichen Theile Wein zu versetzen, und wird es nun Gegenstand der weiteren Untersuchung sein, festzustellen, wie weit man einerseits mit der Verdünnung des Weines gehen darf, und wie lange andererseits diese Mischungen stehen zu lassen sind, um sicher zu sein, daß die in dem Wasser enthaltenen Typhus- oder Cholerakeime mit Sicherheit vernichtet sind. Auch wird es sich empfehlen, den Wein nur aus Gefäßen zu trinken, in welchen er bereits durch 24 Stunden gestanden hat, allenfalls für den Genuß gewässerten Weines die Mischung bereits 24 Stunden früher vorzunehmen.

[†] Bilderräthsel.

Nachdruck verboten.



[†] Zahlenräthsel.

1 2 3 4 5 6 7 8 hat manche schöne Oper erdacht.
2 3 4 bezeichnet einen Platz,
3 6 7 8 gibt man gern dem Schatz.
4 3 2 8 braucht man beim Backen,
5 2 3 7 laß' nie wild dich packen.
6 1 6 2 7 ist bekannt aus Homer,
7 2 4 6 5 hilft dem Gedächtniß sehr.
8 3 2 1 1 erfüllt das Herz
Mit Unmuth und mit zorn'gem Schmerz.

Auflösung des Bilderräthsels in Nr. 38.

Baugesellschaft.

Aufgelöst durch: Mna. und Lse. Ebrlng. a. d. Insel Mainau. Ed. Fsnbckh. hier, Elise Hnnng. in Mlsch., Hsekrl. hier, M. Drn. hier, Mna. Echsttr. in Eppngn., Ernst Rsch. in Hgsfld., Alfrd. d. Ebsgschdte. in Lhr.

Auflösung des Umwandlungsräthsels in Nr. 38.

Loke — nett — Teich — Feen,
1. Loke + n = Onkel,
2. nett + a = Tante,
3. Teich + n = Nichte,
4. Feen + f = Neffe.

Aufgelöst durch: Alfred d. Ebsgschdte. in Lhr.

Verantwortliche Redaktion: Friedrich Hannemann in Karlsruhe.

Druck und Verlag der Macklot'schen Buchhandlung und Buchdruckerei, Waldstraße Nr. 10 in Karlsruhe.